Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 29

Artikel: Freiburg im Uechtland

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641543

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

raten war, ganz gewiß nicht zu einem Schlag, sagte Rikelchen: "Dann seid ihr ja quitt!" Sie beugte sich zu ihm nieder und küßte ihn. Küßte ihn so oft, so innig, so heiter, bis das Lachen auch zu ihm zurückehrte.

"Allerhöchstens noch sechs Monate in den Baraden!" jubelte Gust.

"Nur noch ein halbes Jahr, dann bin ich Frau Meisterin auf der Hohen Straße!" stimmte Rikelchen ein.

Ihr Lachen drang durch die Decke bis zu dem Jungsloch unter dem Dach, wo die Pantoffelmacherswitwe bereits im Bett lag.

Lange und heftig schüttelte Fiek Micheelsen den Kopf: Gut war sie, ihre Schwiegertochter. Das ließ sich nicht leugnen. Aber zu leicht. Viel zu leicht. Den Gust hatte sie auch schon angesteckt mit ihrem Leichtsinn. Wenn er wirklich auf die Hohe Straße zog — noch glaube sie's nicht, auch dann, wenn der Wagen schon vor der Tür hielt, um die Sachen abzuholen, welche die beiden sich angeschafft hatten, würde sie sagen: Augenverblendung!, aber wenn Gust sie nicht zum Narren gehabt hatte, so wie sie jetzt waren, konnte es mit ihm und seiner viel zu leichten Frau nur ein schlim= mes Ende nehmen, nicht wahr, Schorsch?

Lachen, nun aus der Schlafkammer ihrer Kinder aufsteigend, war die Antwort.

Da zog Fiek Micheelsen das Deckbett über die Ohren, daß sie geschützt war vor dem lästerlichen Gegacker der Rheinischen, die Gust ihr ins Haus geschleppt hatte.

Alls sich zum ersten Male der Tag jährte, an dem Gust und Rikelchen — um sich öffentlich anzumelden — Arm in Arm die Stadt entlang gegangen waren, zog der Schuhsmachermeister August Micheelsen mit Frau und Kind auf die Hohe Straße. Selbdritt schliefen sie in der hinzugemiesteten Stube, deren grünglasige Fenster den stallumbauten Hof anstarrten. Zum Mittagessen mußten sie sich auch weitershin dei Fief Micheelsen an den Tisch setzen. Denn eine Küche besand sich linksseitig von der buntbesliesten Diele des alten Batrizierhauses nicht. So beschämend und ditter der tägliche Zug in die Baracken an den Fenstern der Bornehmen entslang auch war — er brauchte nur noch einmal des Tages unternommen zu werden.

Zwei Jahre danach eröffnete Gust in dem Patrizierhaus Nummer 78 auf der Hohen Straße einen Schuhladen.

Entgegen seiner Lebensgewohnheit hatte er mit der Aussführung dieses Entschlusses gezaudert. Nicht weil er an der Einträglichkeit des neuen Unternehmens zweifelte, sondern weil sein Meistergewissen ihn deswegen hart bedrängte.

Aber was fümmerte die Unvernunft der immer verschwenderischer werdenden Menscheit ihn? Man mußte mit dem Strom schwimmen. Ging nun die Schuhmacherzeit zu Ende, wie mit seinem Bater die Bantoffelmacherzeit zu Ende gegangen war, dann wurde er eben Schuhhändler. Durch diese von den Verhältnissen erzwungene Geschäftsumstellung sicherte er sich nicht nur unabschäßbaren Verkaufsverdienst, sondern er hatte daneben auch noch den erhöhten Arbeitsverdienst. Nein, vermehrten Verdienst! Obwohl schon ietzt manchesmal die ledernen Invaliden zu Dutzenden rund um ihn lagen und er immer wieder Kunden trösten mußte: "Morgen sind sie bestimmt fertig! Oder sagen wir lieber, damit es diesmal ganz gewiß wahr wird, übermorgen!"

Der Schuhmachermeister August Micheelsen nahm also die vier Blidschukrahmen mit dem weißbemalten blauen Drahtgeflecht von den beiden Fenstern seiner disherigen Werkstatt fort. Einen neben den andern stellte er sorgsam schräg gegen die Wand. Einige Augenblicke sah er sie sinenend an. Und plötslich, ehe Rikelchen es durch ihren Entsetensschrei: "Gust!" hindern konnte, zertrat er ihnen mit dem huseisenbeschlagenen Absat seines Stiesels das hölzerne Rückgrat.

Nordische Nächte.

Von Johanna Siebel.

Das sind die nordischen Nächte, Die keine Nächte sind, Weil nie das schwere Dunkel Im Raume Wacht gewinnt.

Weil immerdar ein Leuchten Bon Licht am Himmel steht, Weil immerdar die Sonne Mit Gold die Welt durchweht.

Denn kaum ist sie verglommen Im Meer, ein Flammenball, So sendet neue Ströme Von Glut sie in das All.

Sie läßt die Wolken lohen In rotem Feuerbrand, Sie breitet Strahlengarben Weithin auf Meer und Land.

Das sind die nordischen Nächte, Boll Glanz um Mitternacht, Unwirklich wie ein Märchen Ist ihre klare Pracht.

(Aus "Leuchtende Welt".)

Freiburg im Uechtland.

Zum Eidg. Schützenfest 1934.

Könnten sich die Besucher des Eidgenössischen Schützenfestes 1934 eine freundlichere und malerische Feststadt wünschen? Und vermöchte irgend eine andere Kantonshaupt-



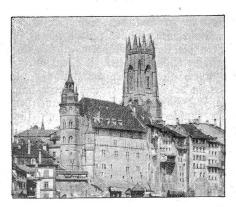
Freiburg. Generalansicht mit Zähringerbrücke.

stadt in stärkerem Maße die Gefühle der Verbundenheit mit vaterländischer Vergangenheit und Geschichte in unseren Schützen zu weden als das mauerstarke und türmereiche Freiburg im Uechtland? Gefühle, die eben doch wesentliche seelische Grundlagen unseres schweizerischen Schützenwesens sind; weiß doch der Schweizerschütze, daß sein Tun und Streben nur dadurch Sinn und Inhalt bekommt, daß er die Bereitschaft seines Volkes, die von den Vätern erstrittenen Freiheiten und Rechte zu verteidigen und zu behaupten, stärkt.

Freiburg ist verkörperte Schweizergeschichte. Noch nagen die flinken Wellen der Saane an den Sandsteinfelsen, auf die der Zähringerherzog die Burg für die Freien bauen ließ. In den gestaffelten Häusergruppen ber Altstadt mit ihren frummen und steilen Gassen, mag das geschulte Auge den ersten Rern des trutigen Felsen= städtchens erschauen. Im Laufe der nächsten Jahrshunderte griff dieses dann, wie vordem das junge Bern, hinunter zum Flusse und hinüber zum andern Ufer, und es entstanden die kleinen keden Säuserhäuschen drunten an der Matte und drüben bei Sankt Johann und am Galtern-Steinbruch. Und bald auch entstunden die Mauern und Tore und Türme, die schutbeflissen über diesen Absprenglingen der Stadt zu wachen hatten. Besonders did die Mauern und drohend bewehrt die Tore und weit= ausblidend die Türme auf der Seite gegen Bern. Denn wie oft zogen die beiden Schwesterstädte in ihrer Jugend gegeneinander zur blutigen Fehde aus. Als böser Stier und hungriger Bär hat sie der Volkslieddichter geschildert. Die unfreie Berzogsstadt und die freie Reichsstadt hatten eben ungleiche Lebensinteressen zu verfechten. Doch die Zeit glich die Gegensätze aus. Auch Freiburg gewann die Selb= ständigkeit zurud und schloß dann den Freundschaftsbund mit Bern, der sich bei Murten und Neuenegg bewährte.

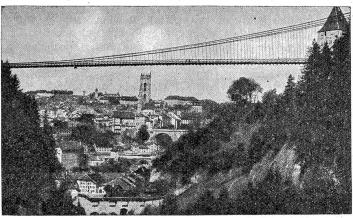
Bald auch wurde Freiburg die Stadt der Alöster. In seine Gassen und Winkel nisteten sich die Franziskaner, die Bernhardiner, die Rapuziner, die Augustiner und die Ursuliner ein. Kirchen und Kapellen wuchsen aus dem Stadtbild. Die stolze Kollegialkirche St. Niksaus erhob ihr goetisch gekröntes Haupt. Ihre grauen Sandsteinquadern tragen die Patina von Jahrhunderten; ihre düstern Altäre mit den verblaßten Heiligen, ihre staubigen Reliquienschreine, die farbendunkse Sakristei mit dem distelstachligen Schmiedeisengitter davor und ihre gewitterdröhnende berühmte Orzgel sind einzeln und in ihrer Gesamtheit beredte Symbole des freiburgischen Katholizismus; eines Katholizismus, wie man ihn aus der Schweizergeschichte nicht mehr wegdenken kann und wie er dem Staatswesen, dessen zweite Natur der Föderalismus ist, wohl nötig war.

Freiburg auch die Stadt der profanen, der bürgerlichen Gotif. Es hat breite Gassen mit prunkvollen Patriziershäusern, an die ein kunstbeflissener Sandwerkerstand sein



Rathaus und St. Niklauskirche.

Bestes aufgewendet hat. Es hat ein ziervolles Rathaus mit behäbiger Freitreppe. Es hat hervorragend schöne Stadtbrunnen mit Geilerfiguren wie Bern. Es hat seine bald



Freiburg. Gotteronbrücke.

500jährige Murtener Linde, rührendes Zeugnis gemeinseidgenössischen Erlebens.

Wir könnten mit historischer Blidrichtung noch von Freiburgs Schulanstalten, seiner Universität, seinen Museen und Spitälern sprechen. Aber genug von diesen Dingen der Vergangenheit, so lebendig sie auch noch in die Gegenwart hineinwirken mögen!

Freiburg hat auch ein neuzeitliches Gesicht, ist eine Stadt voll jugendlichem Temperament nach mancher Seite der Entwicklung hin. Es hat seine Wasserwerke, seine Fabriken, es hat vor allem seine Brüden. Wenn ein Gebiet modernen Lebens in Freiburg von jeher mit Liebe und Aufmerksamkeit gepflegt wurde, so das des Verkehrs. Dem von Often ins Weichbild der Feststadt einfahrenden Schützen dröhnt schon auf der zum Betonviadukt umgewandelten alten Grandfen Brücke das Loblied auf die Brückenstadt im Uecht= land entgegen. Wenn er dann bewundernd über die hoch-gewölbte neue Zähringerbrücke schreitet, erinnert ihn der Blid hinauf zur fühngeschwungenen Gotteronbrücke, daß auch die Vorgängerin der Brücke, auf der heute die langen Ro-Ionnen von Autos und Autobusse den Stadtkern erreichen, an vier dicen Drahtseilen hing. Blickt er aber hinunter auf die Schlingen der Saane, so bemerkt er mit freudiger Ueberraschung, daß da unten noch guterhaltene Zeugen altschweizerischer Brückenbaufunst stehen, die holzgedeckte Berner= und die St. Iohann=Brücke. Die Schützenscharen hinwieder, die von Süden her die Feststadt gewinnen wollen, genießen die weitgeschwungene Talbrücke von Pérolles, nicht ohne den geschidten Ingenieuren Freiburgs ihr Lob und ihre Bewunderung zu zollen.

Gewiß, Freiburg darf das schweizerische Schützenvolk getrost als Gastgeber empfangen. Es wird sie freudig und mit treueidgenössischer Gesinnung aufnehmen und wird sie herbergen und verpflegen, wie es guter Schweizerbrauch ist, und wird sie auch seelisch nicht hungern lassen, dafür bürgt schon der historische Geist, der über seinen Dächern und Türmen schwebt.

Gute, alte Schützenzeit.

Erinnerungen von Meinrad Lienert.

Wie sollte ich nichts vom Schießen wissen, ich, der ich in der alten Waldstatt Einsiedeln geboren bin, ich, der ich an besondern Kirchenfesten schon am Morgen um 2 Uhr vom Donner des Geschüßes von der Kreuzhöhe herab aufsgeschreckt wurde. Aber der Schrecken dauerte nicht lang. Er schlug beim Knaben gleich in Seiligtagstimmung um. Und das Dröhnen der Mörser grollte fort, die um Viertel vor vier Uhr ein gutes Duzend Klosterglocken in das Donsnergepolter einsielen. Und troß allem Lärm schlummerte